

Hasskommentare und Harmoniesoße – Warum wir uns wieder streiten müssen.
Vortrag beim Kommentargottesdienst
am Aschermittwoch, 14. Februar 2018, St. Lorenz Nürnberg

Dr. Andreas Grabenstein; grabenstein@pro-ethik.de

Drei Szenen zum Einstieg.

Politischer Aschermittwoch in Niederbayern. Martin Schulz, so Andreas Scheuer in Passau, sei der erste Draußenminister. Das Personal der GroKo, so Hubert Aiwanger, sei ein Invalidenkabinett von politischen Fußkranken, angeführt von der Heimsuchung aus dem Osten (SPON, 14.2.2018). Die Parteien, traditionell die CSU, heute besonders laut die AfD und die Freien Wähler, ziehen über die anderen her, Sachargumente werden auf Phrasen verkürzt, das Personal der Gegner wird lächerlich gemacht, es geht vor allem darum, die eigenen Anhänger in Stimmung zu versetzen, vom Alkoholdunst benebelt und durch Blasmusik eingeschunkelt: Jeder soll wissen, dass sie oder er auf der richtigen Seite ist und der politische Gegner saudumm.

Szenenwechsel. Sogenanntes „politisches Kabarett“ im Fernsehen. Die Gags sind billig: Unsere Mutti mit ihrer Raute, immer wieder ein Lacher. „Umfaller-Martin“ Schulz, der Buchhändler aus Würselen, zum Brüllen. Der Dobrindt mit seinen karierten Anzügen: Unser Doofrind, das Publikum johlt. Wieviel mehr schätze ich da Kabarettisten, die klug und scharf Positionen analysieren, Zusammenhänge klarmachen, Hintergründe verdeutlichen, so dass einem das Lachen im Hals stecken bleibt: Georg Schramm war so einer, als Rentner Dombrowski, auf seine Weise Volker Pispers, manchmal die Heute-Show mit Oliver Wellke, die allerdings immer wieder der Versuchung zum billigen Witz auf Kosten anderer erliegt.

Szenenwechsel. Hasskommentare im Internet. Ich zitiere: *„Mensch Künast, das saudumme Geblöke von Dir und deinem grünen Gesocks will doch keiner mehr hören, pack deine sieben Sachen und zisch ab“*. Zweites Zitat: *„Mach dich ab Gesindel. ... Abartige und unfähige Mochtetern Politikerin mehr Biste nicht! Gesindel! (sic)“* – Zitat Ende. Zwei von Millionen Hasskommentaren im Netz. Die hier angesprochene Renate Künast, ehemalige Landwirtschaftsministerin und Grünen-Fraktionsvorsitzende, hat sich vor zwei Jahren die Mühe gemacht, Hasskommentatoren aufzusuchen. Leute, die solche und ähnliche Zeilen bei Facebook oder Twitter hinterlassen. Sie traf umgängliche Familienväter, Facharbeiter, Akademiker, überwiegend Männer, die alle erschrocken waren, als Künast persönlich zu ihnen kam. Manche wurden kleinlaut: Naja, das schreibt man halt so. Manche sagten: Wissen sie, aus der Ferne, da sind sie eine Reizfigur, eine Type – jetzt, wenn sie hier sind, da ist das anders. Manche brachten auch das Stereotyp: Das wird man ja wohl noch sagen dürfen. Erschrecken, Nachdenklichkeit – aber auch fehlende Einsicht und Sprachlosigkeit zwischen ihnen und Künast (Spiegel, 30.10.2016).

Politischer Aschermittwoch. Politisches Kabarett. Hasskommentare. Ich möchte dem, was da vor sich geht, in drei Schritten nachgehen. Erster Schritt: Einige Vermutungen zur öffentlichen Debattenkultur. Zweiter Schritt: Ich möchte von meinen beruflichen Hintergründen her skizzieren, was notwendig ist zu einer besseren Streitkultur – mein beruflicher Hintergrund:

Evangelischer Pfarrer und seit gut 15 Jahren freiberuflicher Berater im Institut persönlich+ethik mit dem Fokus auf Führungsethik und Unternehmenskultur. Also – zweiter Schritt, auf diesem Hintergrund: Welche Grundhaltungen können helfen? Dritter Schritt, einige Konsequenzen daraus unter der Überschrift: Warum wir uns wieder streiten müssen.

I.

Erstens. Was passiert da? Ich bin kein Kulturpessimist, der sagt, es wird alles immer schlimmer. Nüchtere Protestanten wie ich sagen eher: Leute, das kennen wir leider lange und zu Genüge: Hasskommentare und Harmoniesoße. Es sind zwei Seiten einer Medaille: Auf der einen Seite die Harmoniesoße, das Einschunkeln mit Blasmusik. Zustimmung ist so viel billiger als Gegenrede. Alltagsbeispiel gefällig? Stellen Sie sich vor, Sie stehen am Bahnsteig. Der Zug hat wieder einmal 10 Minuten Verspätung, klar, ärgerlich. Sagen Sie auf dem Bahnsteig einfach: Das ist ja wieder mal typisch Bahn – und ringsum werden Sie Zustimmung ernten: Genau. Die bekommen es nie hin. Und dann bekommt man ja nie Informationen. Es ist eine Schande! Ja, das hat eine Frau neben mir geschimpft, bei 10 Minuten Verspätung: Eine Schande. Und ich habe mir gedacht: Nein, eine Schande ist eher, wie Sie sich hier benehmen. Habe es aber nicht laut gesagt, der Harmoniesog hat mir auch den Mund verschlossen. Nicht widersprechen, dazugehören, sich einschunkeln, weil's so bequem ist und so einfach: Da sind wir uns doch alle einer Meinung! Nicht wahr?

Jede und jeder steckt in ihrer Blase, in seiner Lieblingswirklichkeit. Das ist nichts Neues. Es gab sie schon in den 80ern, die Blasen, die FAZ-Leser und die Frankfurter Rundschau-Leserinnen. Es gab in der Kirche die vom AEE und die vom ABC. Und, mit Verlaub, es gibt auch eine *große linksliberale Blase*, in der ich selbst drinstecke: Ja, wir sind irgendwie gegen Klimawandel, auch irgendwie für fairen Handel und natürlich sind wir irgendwie für Flüchtlinge. Und an meinen Browser lasse ich nur die Zeit und die Süddeutsche, prägnanter: An meinen Browser lassen Facebook und Google nur die Inhalte, die meiner Blase entsprechen. Ein Kollege hat gesagt, was mir hängen geblieben ist: Wir in unserer Generation haben irgendwann um die Jahrtausendwende aufgehört zu debattieren, waren zu schwer beschäftigt in unseren Berufen. Funktionieren statt debattieren. Dazu kam, dass politisch das Land in den letzten Jahrzehnten „wie auf Schienen“ lief, wie es in der aktuellen Zeit heißt (DZ, 8.2.2018, ich zitiere): Wie auf Schienen – „Europa-Orientierung, Vergangenheitsbewältigung, soziale Marktwirtschaft, Exportweltmeisterei, politische Mittigkeit als allgegenwärtige wie unbewusste Staatsraison“. Große Debatten waren nicht nötig. Konsenskultur. Die allerdings wird brandgefährlich, wenn darüber das Gespür verloren geht, wie wenig selbstverständlich es ist, dass es läuft. Wenn das Gefühl für Störungen und Erschütterungen verloren geht, für Risse in der eigenen zusammengezimmerten Wirklichkeit.

Hasskommentare sind die Kehrseite dieses ungestörten Harmoniesogs. Hasskommentare, die andere ausschließen aus der eigenen Wirklichkeit, der Lächerlichkeit preisgeben oder gar zum Abschuss frei. Wie im schlechten Kabarett. Die Investmentbanker. Die Topmanager. Die Dumpfbacken vom rechten Rand. Die Neonazis aus der sächsischen Schweiz. Keine Auseinandersetzung mit deren Positionen. Nur nicht zu nahe rangehen. Aus der Ferne draufschlagen. Die gehören ohnedies nicht dazu zu meiner Blase.

Die nüchterne Protestantin würde wieder sagen: Leute, das gehört von Anfang an zum Menschsein. Allerdings machen die neuen Medien die Sache brisant: Früher hat jemand seinen Hass in sein halbleeres Bierglas gebrabbelt – und er hatte genau einen Follower, den Barkeeper. Heute haut er seinen Hass raus ins Internet – und Tausende hören zu, liken den Hass mit einem Mausklick und leiten ihn weiter, suchen und finden Bestätigung für ihre Meinung. Das Internet verstärkt beides – das Einschunkeln und den Hass, ist eine riesige Selbstverstärkungsmaschine.

II.

Was hilft angesichts dieser Debattenlage? Was ist notwendig? Ich komme zu meinem zweiten Schritt und möchte zwei Unterscheidungen nennen, die ich als Protestant und als systemischer Berater für hilfreich halte, um eine Brücke zu bauen, wie mit dieser Lage zwischen überzogener Harmonie und gefährlichem Hass umzugehen ist.

Erster Punkt: Der Unterschied von Letztem und Vorletztem, die Theologen sprechen vom eschatologischen Vorbehalt. Dieser Unterschied bedeutet, dass am Ende Gott das letzte Wort hat, und wir nur vorletzte Worte. Was am Ende wahr ist, wer am Ende recht hat – das überlasst bitte Gott. Paulus zitiert im Römerbrief das 5. Buch Mose (Rö 12,19): „Die Rache ist *mein*, spricht Gott“. Paulus zitiert das nicht, um Angst zu machen, sondern um menschlichen Hass und menschliche Rechthaberei zu begrenzen: Rache steht Euch nicht zu. Die Rache ist mein, sagt Gott. Und wie ich das mache, das überlasst bitte mir, sagt Gott, es wird gewaltig anders sein, als ihr es euch vorstellt in Euren Hassfantasien. Horst Dietrich Preuss, ehemals Professor in Neuendettelsau, hat in einer Andacht das bürgerliche Bild vom Jenseits auseinandergenommen – und das ist mir hängengeblieben: Da, im Jenseits, werdet ihr Eure Lieben wiedersehen, glaubt ihr. Aber macht euch klar: Die anderen sind auch dabei, die Nicht-Lieben, die ihr nie gemocht habt, die, die euch das Leben schwergemacht haben. Seid euch mal nicht zu sicher, dass ihr auf der richtigen Seite seid und die anderen im Unrecht! Gott hat das letzte Wort. Und lässt uns dann fröhlich und Streitbar vorletzte Worte finden.

Dazu passt aus meiner Beraterwelt gut, was wir *systemische Haltung* nennen: Es ist oft wesentlich, nicht gleich zu werten, sondern zunächst neugierig zu fragen und wahrzunehmen. Stellen Sie sich ein großes Unternehmen mit Zentrale und Regionalorganisationen vor – und mit verhärteten Fronten: Die in der Zentrale haben ja keine Ahnung von dem, wie wir uns hier vor Ort abrackern. Die haben leicht reden. – Die in den Regionen machen gerade, was sie wollen. Halten sich an keinerlei Vorgaben. Das ist ein Sauhaufen! – Da hilft nicht bewerten, da hilft nur neugieriges Nachfragen: Erzählen Sie mir mal ein Beispiel, wie das konkret aussieht. Seit wann ist das so? Gibt es auch Ausnahmen, wo die Zusammenarbeit klappt? Was haben Sie denn schon probiert, um die Kooperation zu verbessern? – Fragen sind Versuche zu verstehen, warum jemand seine Wirklichkeit so und nicht anders erzählt. Durch Hören und Fragen bringt man Menschen zum Nachdenken, löst sie heraus aus verfestigten Fronten und Bildern. Raus aus dem Urteilen, rein ins Wahrnehmen. Der Unterschied vom Letzten und Vorletzten.

Ein zweiter protestantischer Punkt, der zu einer guten Streitkultur führt, ist der Unterschied zwischen Person und Werk. Martin Luther hat ihn wieder eingeführt in die Diskussion. Kurz gesagt: Wir haben keinen Zugriff auf Personen. Wir können niemandem unsere Meinung, unseren Glauben andemonstrieren, weder mit Angst und Gewalt – damals bei Luther der

Weg der römischen Kirche –, noch mit Worten und Argumenten. Persönliche Überzeugungen sind unverfügbar. Wir müssen aushalten, dass Menschen anders sind. Was wir aber beurteilen können, worüber wir streiten können, sind die Werke, moderner gesagt: das Verhalten, die Positionen von Menschen. Beim Unterschied von Person und Werk gibt es auch eine Linie zu Paulus, der zeitlebens in große Konflikte verstrickt war. Sie wissen es: Konflikte mit anderen Aposteln, anderen Gemeindegründern in Korinth etwa, oder in Galatien. Paulus war oft dezidiert anderer Meinung, ja, er hatte Angst um die von ihm gegründeten Gemeinden und argumentiert und streitet gegen die anderen Apostel. Wieder nimmt er Bilder vom jüngsten Gericht, um zu klären, worum es geht und worum nicht: Das Feuer des Gerichts wird zeigen, wessen Werk Bestand hat und wessen Werk nicht – und natürlich klingt da mit: Ihre werdet schon sehen, dass mein Werk besser ist als manches der Kollegen! Aber die Personen, sagt Paulus, die Menschen, meine Gegner – die werden gerettet werden, wie durchs Feuer hindurch, aber gerettet (1Kor 3,12-15). Kurz gesagt: Gott hasst die Sünde, aber liebt den Sünder, die Sünderin. Oder, etwas alltäglicher: Wir müssen streiten – um Positionen, Verhaltensweisen, um Meinungen und Werke. Aber es kann nicht sein, anderen Menschen das Lebensrecht abzusprechen, sie als Personen zu verdammen, lächerlich zu machen, abzukanzeln. Der Unterscheid zwischen Person und Werk.

Shift zu meinem Beraterleben. Der Ansatz der gewaltfreien Kommunikation (GFK), der leistet genau das für konkrete Konflikte, was mit dem Unterschied zwischen Person und Werk gemeint ist. Wie kann ich kritische Punkte klar ansprechen und in einen guten Streit kommen? Kurz gesagt empfiehlt die GFK zwei Schritte: Benenne möglichst konkret das Verhalten beim anderen, das Dich stört. Also nicht: Sie sind vielleicht ein Rassist! Halten Sie in Zukunft das Maul! Sondern konkret, stellen Sie sich ein Industrieunternehmen vor: Ich habe gestern mitbekommen, wie sie über den Kollegen X Witze gemacht haben, weil sein Deutsch so gebrochen ist. Das war in der Kantine, ich saß am Nebentisch. Das hat mich geärgert. Also erster Schritt der GFK: Benennen Sie das konkrete beobachtete Verhalten. Und dann im zweiten Schritt: Sag ebenso konkret, was Du Dir wünschst. Also, im Beispiel: Mir ist es wichtig, dass hier bei uns im Unternehmen Deutsche und Ausländer gut zusammenarbeiten. Deswegen ganz klar: Keine Witze wegen der Sprache! Ich wünsche mir im Gegenteil, dass Sie den Kollegen unterstützen, wenn sein Deutsch holpert. – Klare Konfrontation. Klare Aussage. Das Wichtigste an der GFK: Ich beziehe mich auf konkretes Verhalten oder Positionen und sage meinen Wunsch – und gleichzeitig versuche ich, den Anderen als Menschen ernst zu nehmen, die Beziehung aufzubauen.

Zwei Punkte, zwei Unterschiede, die eine gute Streitkultur ermöglichen: Der zwischen Letztem und Vorletztem. Und der zwischen Person und Werk.

III.

Im dritten Schritt einige Konsequenzen auf diesem Hintergrund: Warum wir uns wieder streiten müssen.

Sicher: Streiten ist unbequem, Harmonie und Zustimmung ist viel angenehmer. Sicher: Streiten kostet Energie, es ist anstrengend, zu sagen: Stopp. Ich sehe das anders. Aber Streiten lohnt sich. Aus einer ganzen Reihe von Gründen:

Einmal: Wer gut streitet, frisst weniger in sich hinein. *Schmerz – ja, sofort*. Heißt eine Devise, die von dem Coach Jens Corssen stammt: Lieber jetzt den kleinen Schmerz – als dann die große Katastrophe. *Schmerz – ja, sofort*. Wer hier und jetzt den Mund aufmacht und debattiert, vermeidet, dass er oder sie später Wutanfälle und Hassattacken bekommt. Das gilt im Privaten. Und gilt in der Öffentlichkeit: Wenn ich hier und jetzt in Diskussionen gehe, sei es gegen den Autowahn, sei es für Integration von Flüchtlingen oder um Nachdenklichkeit bei der Digitalisierung – sie merken meine Themen!, also: Wenn ich hier und jetzt debattiere, dann mache ich mich kenntlich und trage meinen Teil zur öffentlichen Meinungsbildung bei. Klar: Die Chance ist oft nicht groß, viel zu verändern. Aber die Chance ist gleich Null, wenn ich den Mund halte und in der Harmoniesoße abtauche. Früh gut Streiten ist die beste Prävention, um nicht spät zu einem alten Grantler oder Wutbürger zu werden. Wer streitet, frisst weniger in sich hinein.

Dann: Wer streitet, setzt sich anderen Meinungen aus und öffnet die Grenzen seiner Welt. Ich denke zurück an die Debatten mit meinem Ex-Schwiegervater, wertkonservativ war er und wirtschaftsnah. Abendlang haben wir gestritten, über die Themen der 80er Jahre: Privatfernsehen, Multikulti oder Waldsterben. Heiß gestritten – und oft nicht in der Haltung der GfK. Aber mit Respekt für den Menschen, mit der man am nächsten Morgen wieder beim Frühstück zusammensaß. Das waren Diskussionen, die meine junge Theologenwirklichkeit oft erschüttert haben. Und das war gut so. Wo sind heute die Debatten, die mich oder Sie erschüttern, bewegen? Wo treffen Sie heute auf Menschen, die dezidiert anderer Meinung sind? Wo lasse ich mich stören, lerne ich dazu? Vielleicht ist das – neudeutsch gesprochen – ein Asset von Kirchengemeinden, dass dort sehr unterschiedliche Leute zusammenkommen, Junge und Alte, Wertkonservative und Liberale, Linke und Rechte. Und streiten könnten, über Gott und die Welt. Wenn sie sich nur trauen. Es stünde den Menschen in der Kirche gut an: Warum wohl hat Gott zwei unterschiedliche Schöpfungserzählungen und gleich vier Evangelien mit divergierenden Plots entstehen lassen? Könnte doch sein, dass er will, dass wir ringen und streiten um die rechte Auslegung – und niemand so ganz sicher sein soll. Wäre Gott Fundamentalist, hätte er das auch anders einrichten können. Also: Da ist Potential für guten Streit, für Debatten und für Respekt der Unterschiedlichen. Wer streitet, öffnet die Grenzen seiner Welt.

Schließlich, heute mein Hauptgrund: Wer streitet, entwickelt Verständnis für den politischen Betrieb einer parlamentarischen Demokratie. Nicht, dass ich in der Politik alles gut finde, beiße nicht. Aber es gibt eine gefährliche Tendenz, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Es gibt gegenwärtig eine destruktive Verachtung für das politische Geschäft, die noch schlimmer ist als die destruktive Verachtung für die Deutsche Bahn: Alles falsch. Alles Lügner. Alle unfähig. Meine These heißt: Wer im Kleinen gut streitet, wer die Grenzen seiner Wirklichkeit öffnet, wer im Streit sein Gegenüber respektieren lernt, wer um Kompromisse ringt – der wird den politischen Betrieb besser nachvollziehen können. *Der wird eher verstehen*, dass es zum politischen Geschäft gehört, Positionen zu elementarisieren und Versprechen zu machen, um gehört und gewählt zu werden. Dass es zum politischen Geschäft gehört, die Vorschläge der Gegner sofort zu hinterfragen und zu kritisieren, das ist die Aufgabe guter Opposition. Dass es im Parlament oder im Ersatzparlament Talkshow emotional zugehen kann und man sich dennoch hinterher im Ausschuss respektvoll begegnet. Dass es dauert, zu einem Kompromiss zu kommen. Dass bei Kompromissen niemand seine oder ihre Vorstellungen ganz durchsetzen kann. Wer gut streitet, bekommt ein Gefühl dafür, dass das alles im politischen Geschäft notwendig und oft sogar gut ist. Was wäre denn die Alternative? Soll wie in

manchen postdemokratischen Staaten die Opposition nach der Wahl abgeschafft gemacht werden? Putin, Erdogan, ansatzweise Trump – da möchte ich nicht hin. Demokratie braucht die Debatte, die Gegnerin, den Kompromiss, Autokratie schaltet all das aus.

Wir müssen wieder mehr streiten – wegen unserer demokratischen Kultur, weil die nicht selbstverständlich ist. Und wir müssen wieder mehr streiten, weil unser Land eben nicht mehr wie auf Schienen läuft, weil der große Konsens in der Mitte Risse bekommt und zerfasert. Wo würde ich mich *inhaltlich* streiten? Drei bruchstückhafte Gedanken auf der Zielgeraden dieses Vortrags.

Ich würde streiten gegen den Autowahn. Wissen Sie, bei den Staubsaugern gelingt es der EU, eine Grenze für die Leistungsaufnahme einzuführen: 900 Watt und nicht mehr. Keine 1800-Watt-Staubsaugermonster mehr. Dadurch sparen wir in der EU nachweislich zwei Atomkraftwerke im Jahr. Warum gelingt so etwas nicht bei den Autos? Es braucht keine Leistungsobergrenze sein. Eine intelligente, den tatsächlichen sozialen und ökologischen Kosten angemessene Besteuerung des CO₂-Ausstoßes würde genügen. Damit die Geländewagen in den Innenstädten richtig sauteuer werden. Da hätte es sich schnell ausgeSUVt. Dafür würde ich streiten. Mit dem Risiko, in Gottes Jenseits an der großen Tafel neben einer SUV-Fahrerin sitzen zu müssen.

Ich würde streiten für das positive Bild einer Einwanderungskultur. Ich finde es schlimm, dass gerade fast nur noch Begrenzungsdiskussionen geführt werden. Sicher sind verlässliche Regelungen und zügige, gleichwohl rechtsstaatliche Entscheidungen nötig. Die ganze Debatte um die Obergrenze verstellt aber den Blick, worum es eigentlich geht: Um eine Gesellschaft, in der fremde Menschen ankommen können, einen Platz finden, mitarbeiten können und zu Mitbürgern werden. In der Initiative Zeit für Ethik, einer unternehmensethischen Runde in der Metropolregion, hatten wir zwei Diskussionsabende zur Integration von Flüchtlingen in Unternehmen. Da ist Bereitschaft und Bedarf, gerade im werteorientierten Mittelstand. Ähnlich wie an vielen Orten in der Gesellschaft. Restriktiv und ängstlich ist eher die Politik. Ich habe den Eindruck, da wird gerade eine gesellschaftliche Chance zerredet angesichts des demografischen Wandels, des Facharbeitermangels.

Schließlich: Ich würde für einen offenen Umgang mit Schuld und Vergebung in unserem Land streiten. Angesichts der Wellen, die wieder von rechtsaußen Richtung Mitte schwappen, dass endlich Schluss mit der Schuldkultur sein soll. Nein! Deutschland ist eines der ganz wenigen Länder auf der Welt, dessen zentrale Geschichte von sich selbst weder von Helden noch von Märtyrern handelt. Deutschlands zentrale Geschichte handelt von Schuld, Buße und Selbstreflexion, handelt von den siebzig Jahren, in denen Deutschland zu einem etwas besseren Selbst gelangt ist. Das ist kein Defizit, sondern im Gegenteil ein eigener und wichtiger Ton im Konzert der Völker (nach DZ, 3.10.2017, S. 1). Liebe Leute auf der rechten Seite: Unser Umgang mit Schuld ist kein Makel, sondern Zeichen einer Stärke, eines reifen und kritischen Selbstbewusstseins, vielleicht sollte ich sogar sagen: Das ist ein reifes und kritisches Nationalbewusstsein. Darüber freue ich mich. Mit diesem Land kann ich mich identifizieren. Weil ich das auch für einen Kern des Christentums halte. Zweifel zu haben, selbstkritisch zu sein, die eigenen dunklen Seiten zu kennen, ist kein Zeichen von Schwäche, sondern ein Zeichen von Reife und großer Stärke. Darüber müssen wir streiten.

Danke für ihre Aufmerksamkeit.